

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 9 (1941-1942)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Freundeswort  
**Autor:** Meier, Walther  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-759612>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 31.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Freundeswort

*Zu den Gedichten von Max Rychner*

Von Walther Meier

Die Lust am Bücherschreiben hat während der letzten Jahre in der deutschen Schweiz erstaunlich überhand genommen. Die durch die Zeitläufte geweckte Besinnung auf die heimische Art, verbunden mit dem Bewusstsein, dass man notgedrungen auch in geistigen Dingen vorläufig stärker als früher auf sich selber angewiesen sei, hat die literarische Produktion üppig emporgetrieben. Wahrscheinlich ist auch vor dem Krieg nicht viel weniger geschrieben worden, sicherlich ist aber davon nur ein sehr kleiner Teil in Druck gekommen. Heute wir alles gedruckt. Das wirkt natürlich inspirierend.

Allein, aus dem ganzen breiten Strom von Romanen, Erzählungen, Novellen und belletristischen Lebensbeschreibungen ist in den zurückliegenden Jahren kein Buch aufgetaucht, das durch Kühnheit und wirkliche Originalität überwältigt hätte. Eine epische Begabung, die aus dem Vollen schöpft, die Welt neu sieht und sie mit erleuchtetem Kunstverstand darstellt, wie sie die welsche Schweiz in C.-F. Ramuz besitzt, ist in der deutschen Schweiz seit Spitteler nicht mehr auf den Plan getreten.

Unsere Romanciers halten es in diesen aufgewühlten Zeiten mit der Küstenschiffahrt: sie steuern dem Lande nach. Die Gefahren, die ihnen drohn, sind die Untiefen und die Sandbänke und nicht der Graus der hohen See. Sie scheinen nicht willens zu sein dem Rate nachzuleben, den ein grosser Meister des Romans einem nachstrebenden Jünger erteilt hat: „Du suchst Perlen...? Wirf Dich ins Meer!“

\*

Die Anzahl der in jüngster Zeit erschienenen Gedichtbände übersteigt wohl noch beträchtlich diejenige der erzählenden Bücher. *Helvetia cantat*. Ist der Roman auf der Flucht vor der Zeit, lahmt er rasch und wird kurzartig, nur wenn er sie einfangen will, hat er Aussichten sie zu überflügeln. Anders die Lyrik; lässt diese sich mit der Zeit ein, erleidet sie deren Schicksal: sie geht vorbei. Die Abgewandtheit vom Tage, die Indifferenz gegenüber dem Hier und Jetzt scheint zum Wesen

der Lyrik zu gehören. Wenn dem so ist, hat dann die Inselart unseres Landes im gegenwärtigen Weltgeschehen die Entfaltung so vieler lyrischer Talente begünstigt? Gewiss nicht, denn in Deutschland werden inmitten der ungeheuren Kriegsanstrengungen mehr Verse gemacht als je zuvor. Der römische Satz: „Inter arma Musae silent“ ist noch nie so wenig zutreffend gewesen wie heute.

Welche Erklärungen könnte man dann für diese offenbar allgemeine Erscheinung geben? Vielleicht die, dass die Lyrik wenig mit der wirklichen Welt, dafür umso mehr mit der Welt der Sprache zu tun hat, die nun einen solchen Grad der literarischen Durchbildung erreicht hat, dass sie gleichsam aus sich selber dichtet. Unendlich viele Gussformen liegen in ihr bereit, so dass jeder lyrische Drang leicht in sie einfließt. Es ist keine grosse Kunst mehr Gedichte zu machen. Das Talent wohnt in der Sprache und schenkt freigebig dahin und dorthin einen guten Vers.

\*

Während die deutsch-schweizerischen Romanautoren selten über die Schattenlinie des guten Durchschnitts hinweg kommen, scheint dies den Lyrikern öfters zu gelingen.

Die Gedichte von Albin Zollinger, den der Tod vor kurzem so jäh hinweggeführt, sind Zeugnisse echter dichterischer Sprachkraft. Der Tonfall seiner schönsten Verse — wie der Taumel von Blütenblättern im leichten Sommerwind — ist unverwechselbar und nur ihnen eigen.

Das Gedichtwerk Siegfried Langs ist die schöne, langsam gereifte Frucht eines ganzen meditativen Lebens. Diesem Dichter ist vielleicht wie kaum einem andern hierzulande bewusst, welcher Anstrengungen es bedarf, um — wie Baudelaire gesagt hat — eine Träumerei in ein Werk der Kunst zu verwandeln. Und mit einigen seiner besten Gedichte ist ihm dies auch in fast vollkommener Weise gelungen.

Max Geilingers ausladende Rhythmen, die sich an der grossen englischen Lyrik bereichert haben, weisen oft eine flutende Fülle des Tones auf, die das innere Ohr entzückt.

Hermann Hiltbrunner, den die Stadt Zürich dieses Jahr mit ihrem Literaturpreis ausgezeichnet hat, ist die fruchtbarste ly-

rische Begabung. Seine veröffentlichten und unveröffentlichten Verse würden vereinigt viele Bände füllen. Hiltbrunners Gedichte treten meist in Zyklen hervor; fast alle seine Strophen haben eine bestimmte typische Form, die selten verlassen wird. Durch diese Beschränkung auf wenige Töne und Metren hat Hiltbrunner eine ungewöhnliche formale Meisterschaft erlangt und seine Ausdrucksmittel so biegsam und geschmeidig gemacht, dass sie sich keinem Gedanken und keinem Einfall zu versagen scheinen. Wenn aus dem umfangreichen Gedichtwerk Hiltbrunners ein kunstsinniger Kenner eine strenge Auswahl trifft, wird ein Buch in Erscheinung treten von dichterischem Ernst und edlem Gehalt, das Aussicht hat auf Bestand.

Was Degas von der Malerei gesagt hat, dass es leicht sei mit zwanzig Jahren, aber sehr schwer mit sechzig Jahren Talent zu haben, gilt noch vielmehr von der Verskunst. Von den vielen jüngeren Begabungen sei deshalb nur Werner Zemp genannt, der bis jetzt sehr wenige Gedichte veröffentlicht hat, die aber jeden Freund der Musen bezaubern müssen.

\*

Es geschieht sehr selten, dass ein Dichter mit seinem ersten Versband eine vollausgereifte künstlerische Schöpfung darbietet. Schon deshalb nicht, weil es sich dabei fast immer um Hervorbringungen aus der frühesten Jugend handelt. Alle grossen Gedichte — mit einigen wenigen Ausnahmen — sind Früchte der Lebensmitte, ja des Alters. Der Grund, aus denen sie entstammen, heisst Erfahrung: Lebenserfahrung, Welterfahrung, Kunsterfahrung.

Rilke, (der seinen ersten Versband später heimlich zurückkaufen und vernichten liess,) hat dies in einem Brief in folgender Weise ausgesprochen: „Ach, aber mit Versen ist so wenig getan, wenn man sie früh schreibt. Man sollte warten damit und Sinn und Süssigkeit sammeln ein ganzes Leben lang und ein langes womöglich, und dann, ganz zum Schluss, vielleicht könnte man dann zehn Zeilen schreiben, die gut sind. Denn Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug), — es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muss man viele Städte sehen, Menschen und Dinge, man muss die Tiere kennen, man muss fühlen wie die Vögel fliegen, und die Gebärde

wissen, mit welcher die kleinen Blumen sich auftun am Morgen. Man muss zurückdenken können an Wege in unbekannte Gegenden, an unerwartete Begegnungen und an Abschiede, die man lange kommen sah... Man muss Erinnerungen haben an viele Liebesnächte, von denen keine der andern glich... Aber auch bei Sterbenden muss man gewesen sein, muss bei Toten gesessen haben in der Stube mit dem offenen Fenster... Und es genügt auch noch nicht, dass man Erinnerungen hat. Man muss sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muss die grosse Geduld haben, zu warten, dass sie wiederkommen. Denn die Erinnerung ist es noch nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, dass in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und von ihnen ausgeht."

Der Versband „Freundeswort“<sup>1)</sup> von Max Rychner vereinigt eine Reihe von Gedichten, die aus jenem Erfahrungsreich entstanden sind, das Rilke mit so weiten Zügen zu umschreiben versucht hat. Dies ist schon von aussen her zu erkennen an der Vielfalt und Art der Anlässe, Stoffe und Motive, an der Fülle von seltenen Beobachtungen und Erkenntnisse, am Reichtum der geistigen Sphären. Man fühlt sich gegenüber einem Dichter von Welt — natürlicher, geistiger und transzcender Welt.

Für viele, die Max Rychner als Essayisten, Kritiker und Kenner der Literaturen schätzten, mag es eine Ueberraschung gewesen sein, als er mit einem Male als Dichter in Erscheinung trat, und manche werden es als ein kühnes Wagnis empfunden haben. Aber dem aufmerksamen Leser seiner Valéry-Uebersetzungen, seiner Studie über den Sprachkünstler Karl Kraus und seiner literarischen Betrachtungen konnte nicht verborgen sein, wie sehr er von der Magie der Sprache, von den Geheimnissen der Wortwelt angerührt war. In Max Rychners besten Seiten war jene helle Lust am Präzisen wahrzunehmen, die stets das Zeichen echter Sprachverbundenheit ist. Und was ist die Poesie anderes als ... „la précision de l'imprécis...“ nach der treffenden Definition von Paul Valéry? Mit Worten etwas bewirken,

---

<sup>1)</sup> Atlantis Verlag

für das es keine Worte gibt. — Max Rychner hat lange verweilt bei der denkenden Betrachtung dieses künstlerischen Paradoxons und der Dichtergestalten, die es in strahlenden Kunstgebilden aufgelöst haben, ehe er es gewagt hat in den unsichtbaren Kreis der schöpferischen Heger des Wortes zu treten. In einem seiner schönsten Gedichte, „Aufnahme in die Gemeinschaft“ ist jener mystische Uebertritt angetönt:

Nehmt mich auf in eure Mitte,  
Sorget dass mein Dasein münde  
Wo es ihm verheissen ist.  
Jeder Schritt, der von euch führte,  
Brachte Kummer, Leere, Reue,  
Führte aus der Welt hinaus  
In die Oednis falscher Bilder  
Deren Aufruf nur verwirrt  
Und vom rechten Leben abzieht.

O beständige Geisterschar  
In Betrachtung gegenwärtig,  
Ueber Schöpfungswassern schwebend,  
Im Geschaffnen offenbart!

.....

Ihr gebändigten Gewalten  
Brecht aus, brecht in mich ein,  
Dass ein Wort aufspringt, verschlingt,  
Schmilzt aus seinem Feuerkerne,  
Dass das träge Wasser dampft,  
Dass die Blitze niederzucken  
Und die Erde bebend springt,  
Um verwandelt zu erstehen  
Glanzerfüllt in einem Menschen,  
Der sie neu in Form bezwingt.

\*

Maurice Barrès hatte einst in die französischen Literaturdebatten — wie weit liegt das schon zurück — das viel diskutierte Programmwort geworfen: „La terre et les morts!“, das André Gide mit dem Gegenruf: „La mer et les vivants!“ beantwortet hat. Die Parole von Barrès meinte im Grunde nicht viel anderes als was in der deutschen Literatur mit dem Schlagwort: „Blut und Boden“ seit einigen Jahren allgemein gefordert und befolgt worden ist. Auch die deutschschweizerische Literatur ist von

dieser Bewegung schon seit langem ergriffen, in viel stärkerem Masse, als man sich dessen gemeinhin bewusst ist.

Max Rychners Gedichte gehören hier zu den seltenen Ausnahmen. Sie stehen unter den natursymbolischen Zeichen von Luft und Wasser. Das sind die proteischen Elemente, die leichten, flüchtigen, wandelbaren, und schwerelosen des Geistes. Der philologische Leser von Rychners Gedichten könnte entdecken, dass ihr Wortschatz und ihre Metaphorik überwiegend mit dem Luft- und Wasserreich zusammenhängen. Ein bezaubernder Reichtum von neuen dichterischen Wendungen und Bildern ist aus ihnen geschöpft worden. Vor allem auch sind die leichten und eilenden Rhythmen, die beflügelten und fließenden Takte Wind und Welle verwandt.

Auch die Motive oder Vorwürfe von Rychners Gedichten sind meist aquatischer oder pneumatischer Natur. Ganz aus dem flüssigen Element geboren ist das grosse Narziss-Gedicht, eine tief-sinnige Variation der alten, die Dichter stets wieder verführenden Mythe. Welch poetische Vermählung erfahren hier Atem und Wasser, Geist und Natur, Augenblick und Ewigkeit in den Versen:

Ruhendes Auge des Waldes, blickst du nach mir?  
Bricht dein Geheimnis schweigend meine Siegel?

Was hilft mir zu sehen, wie ich bin!  
Zeigt deine flache Spiegelhaut nicht mehr?  
Erzitterst Du? Kam ich dir rasch zu nah?  
Verletzte dich mein Anhauch, Spielerin,  
Was mir aus Tiefen kam ist dir zu schwer?  
Kaum regst du dich, bin ich dir nicht mehr da!

.....

Zum Ebenbild gewandt! Es traf mein Blick  
Nicht mich allein... O spielend Doppelreich!  
Das Flüchtigste, mein mattes Wellenbild,  
Weist noch auf ihn, den Ewigen, zurück...  
O Augenblick, der mir ein Leben gilt!  
Mich Ebenbild der Gottheit trugst du, Teich!

In vielen anderen Gedichten noch entsteigt das angerufene Schöne dem Wasser wie Aphrodite aus dem Wellenschaum. So in den Terzinen, die betitelt sind: „Angerührt vom Schönen“:

Durch die Wasser watend, vom Najadenstrand  
Naht mir die Geliebte... Welcher Wink! Die Hand,  
Welche Hand! Die sich zu meinen Händen fand...

Wieviel Weisheit sprüht ihr glitzernd von der Haut!  
Brust und Hüftgeschmeide, sie verlangen laut  
Mich, der sie, die Schöne, und die Schönheit schaut!

Ferner in „Schwimmerin“, „Quelle“ und „Welle“. Das zuletzt  
genannte Gedicht beschliesst den Band und fasst wie in einem  
blitzenden Kristall den Geist des einen Elementes, dem der  
Dichter sich im Innersten verbunden fühlt:

Fasse mein Boot, flüchtigste Geliebte,  
Welle du kommst zum Ziel, zum Untergang,  
Einen Augenblick schwingst du aus Tiefen empor,  
Was dich hielt, hält dich nicht mehr, es siegt dein Drang,  
Aus ebnem Gewässer bricht dein Antlitz hervor,  
Und der Lichtstrahl, dem du dich entgegenwirfst,  
Sprüht, wo du sprühst, auf deinem schäumenden Scheitel,  
Wo Du am höchsten dich hebst und stürzend dich neigst,  
Perlenstrahlend, immerwährendes spurloses Vergehn,  
Einmal gesehn, einmal aufdrängend einem Strahl vermählt,  
Zerstäubend, grosse Erinnerung, verschwimmend, namenlos  
Und einmal doch und stets und ewiglich.

Das andere Element, Ariels leichtes Gefild, die Luft, bildet,  
trägt und entführt ebenfalls eine ganze Reihe von Gedichten,  
von denen mir als die schönsten erscheinen: „Flug im Abend“,  
„Wagenlenker“, „Hoch in den Tag“, „An eine Wespe“, „In-  
mitten“ und „Luftgeist“. Der schöpferische Hauch, der das  
Wort erweckt wird angerufen in den beflügelten Versen:

.....  
Lausch dem Känder Wind,  
Der ins Fenster weht,  
Wenn die Ferne sich,  
In die Segel stürzt  
Suchend stösst sein Griff  
Weither ins Gehäus,  
Weckt er dir das Wort,  
Das er tragen will?  
.....

Und in „Luftgeist“ spielt er ein bezauberndes Spiel mit Sein und  
Schein zwischen Ueberall und Nirgends:



Von mir selber gehetzt  
Flieg ich hin ausser mir  
In Figuren, die hier  
Nicht sind und nicht jetzt,

Euer Traum bin ich nur,  
Bin ein Ton nur im Traum,  
Schlafend folgt meiner Spur,  
Euer Wunsch durch den Raum.

Eure Blindheit, ich weiss,  
Will mein spielend Verstehn  
Auf ein ewig Geheiss,

Aber all euer Flehn  
Ist ein dürftiger Preis —  
Wer mir gleicht, wird mich sehn!

\*

Immer wieder tauchen in den Gedichten Rychners Aussagen auf über die geheimnisvolle Macht der Sprache, über ihre erleuchtende Kraft, ihr ebenso beseligendes wie chimärisches Wesen. Im Worte kann sich allein ein flüchtiger Gnadenakt vollziehen, vermählen sich Endliches und Unendliches in einem göttlichen Funken:

O Sprache! Zauberhauch, verwandelnd Wehen,  
Grund unsrer Welt und Geistesanbeginn!  
Wie lastet mir die Stummheit des Gewimmels  
Versteinter Gipfel! Durch die Meere hin,  
Das blaue Fliessen des verzückten Himmels,  
Such ich ein Wort, sein flüchtiges Bestehen...

Der poetische Archäus, die zu dichterischer Schöpfung drängende Idee bei Max Rychner ist der göttliche Augenblick, der begnadete Moment, in dem das Zeitliche Reflex des Ewigen ist: der Liebesblitz, der Erkenntnisblitz, der Meteorfall des Schicksals. Fast in allen seinen Gedichten ist dies spürbar. Dem leuchtenden Funken in der menschlichen Nacht, dem Blick, der alle seelische Fremdheit jäh zu erhellen vermag, dem Wort, das die Stummheit durchschlägt, der flüchtigen Enthüllung des Schönen, dem Pfeilflug der Erkenntnis, dem Wink des Göttlichen gilt der Gesang dieses Dichters.

Schnell heran, geschwind,  
Hoher Augenblick,  
Eile, träumend Kind,  
Alles Ferne schwand...

Eile, sieh, wir sind  
Jetzt nur flüchtig da,  
Einen Atemzug  
Gilt allein dein Ja!

Der uns ewig bleibt,  
Gib den ganzen Blick,  
Einen Atemzug  
Naht uns unser Glück!

Jetzt bist du für mich,  
Was es Holdes gibt,  
Nur ein Nu — und auch  
Diese Welt zerstiebt!

\*

Durch den Versband von Max Rychner hat unsere Dichtung vielleicht die bedeutendste Bereicherung seit langem erfahren. Er hat ihr neue Formen und Gehalte geschenkt. Seine Sprache, in deren Substanz manches lebendig amalgamiert worden ist: Töne aus den Altersversen Goethes, seltene Rhythmen von Schiller, Fügungen, die das feinere Ohr an die Shakespear-Uebersetzungen Schlegels erinnern, da und dort ein Echo aus Versen von Karl Kraus und Paul Valéry — ist bei alle dem von völlig eigener Prägung. In seinen schönsten Gedichten tritt eine echte Fülle von Gedanken und Eingebungen in so leichter und zauberhafter Erscheinung hervor, wie wir es bei uns kaum je angetroffen haben.

Dass sich die Verse Max Rychners bald viele Freunde erwerben werden, ist kaum zu erwarten. Sie sind durchaus nicht leicht zu erschliessen, und manche werden in ihnen vielleicht das vermissen, was man bei uns als das Angestammte liebt. Aber es scheint mir gewiss, dass die grossen Strophen: „Hoch in den Tag“ einst als das anerkannt sein werden, was sie sind: nämlich der schönste und bedeutendste Alpensang unserer Literatur seit Hallers berühmtem Gedicht.